



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1901. * № 21.

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**
(Fortsetzung.)

9. (Nachdruck verboten.)

Rudi Hohenberger lief schon vor zwölf Uhr in der alten Kastanienallee des Augartens, von der aus er den Eingang im Auge behalten konnte, ruhelos auf und ab. Er hatte sich herausgeputzt wie ein Fesiredner. Ueber zwei Stunden war sein geschickter Jean an ihm thätig gewesen. Dafür lobte auch das Werk den Meister. Die Krähenfüße in den Augenwinkeln Hohenbergers waren selbst jetzt, im hellen Tageslichte, nur zu bemerken, wenn man ganz genau hinsah. Die Gesichtsfarbe war von fast natürlicher Frische, der schwarze Schnurrbart war in seinem Schwunge kühn und zierlich zugleich, der Rock saß prachtvoll in den Hüften und über den Schultern, die Längsfalte der hellen Beinkleider fiel so elegant auf den Lackstiefel hinunter, als hätte Viktor Tilgner oder sonst ein berühmter Bildhauer sie in den feinen Stoff gebügelt.

Im Bewußtsein dieser tadellosen Außenseite, die Brust von der Hoffnung auf ein Stellbichein mit seiner schönen Eva geschwellt, war Herr Rudi so guter Dinge wie schon lange nicht. Dazu schien die Sonne so schön warm auf den Rasenplatz drüben, hier unter den mächtigen Bäumen war es so schön kühl, die Vögel fangen, und wenn ein Lüftchen sich regte, kamen ganze Wogen schweren Blumenduftes in den Baumgang geströmt. Die Welt war so schön, daß der Alte sich schier wieder jung fühlte. —

Kam dort nicht Eva?

Er kniff hastig das Monocle ins Auge und spähte nach einer hellen Gestalt, die eben in den Eingang getreten war und jetzt auf dem Riesweg zwischen den Rasenbeeten langsam dahinschritt. Sie war's! Sie war's wirklich! Und wie entzückend das Mädel wieder ausah — zum Anbeißen!

Er flatterte ihr entgegen, führte die von dem sommerlichen Halbhandschuh freigelassenen Finger ihrer Rechten an seine Lippen und blieb dann, in begeistertes Anschauen versunken, vor ihr stehen.

„Wie lieb von Ihnen, Everl, daß Sie gekommen sind! — Und wie süß Sie wieder ausschauen! — So was giebt's nicht zum zweitenmal auf der ganzen lieben weiten Welt! — Das G'ichterl . . . wie zum Malen! — Wenn ein Bildhauer das sieht, so wird er verrückt.“

„Aber Herr Hohenberger!“ lispelte Eva. „Was denn, Herzerl?“ fragte der Liebhaber gurrend.

„Sie sollen mich nicht so ansehen,“ antwortete Eva leise. „Und nicht so reden. Ich bringe sonst kein Wort heraus und kann Sie gar nicht anschauen vor Verlegenheit.“

„Du mein liebes, süßes Kinderl!“ raunte Hohenberger, entzückt von dieser mädchenhaften Scheu. „Das wär' ja aber das reine Unglück für mich. Ich bin ja so närrisch verliebt in deine lieben, süßen Guckaugerln.“

Während dieses Gespräches waren sie in eine stille Seitenallee gekommen, in der weit und breit kein Mensch zu sehen war. Unter einem mit tausend blauen Blütendolden pran-

blick an seine Seite und schloß die Augen. Als er das Haupt herabbeugte, um sie zu küssen, fuhr sie zusammenschreckend empor.

„Nein, nein — nein!“

„Aber Everl!“ flehte Hohenberger.

„Nein, nein! Das wär' gegen die Treue, die ich meinem Bräutigam schuldig bin.“

Die Erwähnung des Bräutigams brachte Hohenbergers Blut zum Sieden. Mit rotem Kopfe und blühenden Augen knirschte er: „Aber das ist ja Unsinn! — Dieser Bengel . . . Kannst du denn nicht los von ihm, Everl? Mein Vorschlag mit dem Theater —“

Das Mädchen schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Das ist unmöglich!“ sagte sie tonlos.

„Wie ich Ihnen schon geschrieben habe — ich hab' kein Talent. Und dann — mein Vater würde mich totschlagen, wenn ich ihm sagen wollte, ich löste meine Verlobung auf und wolle zur Bühne gehen.“

„Ist er denn wirklich so grob, dein Vater?“ fragte Hohenberger bedrückt.

„Fürchterlich grob!“ antwortete Eva zusammenschauernd. „Und so jähzornig.“ Dann fragte sie, erstaunt ausblickend: „Aber woher wissen Sie denn das?“

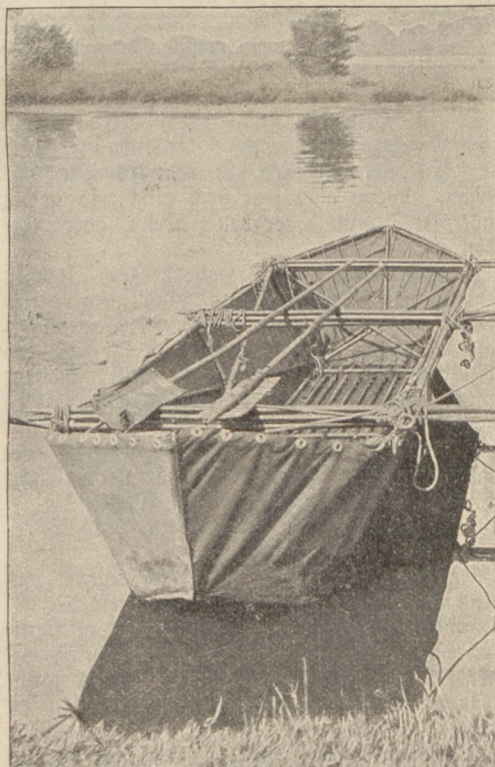
„Ja . . . ich . . . hm —“ es paßte Hohenberger nicht recht in den Kram, einzugehen, daß er sich beim Direktor nach Evas Vater erkundigt hatte.

Das Mädchen zwang ihm das Bekenntnis aber ab. „Nichtig,“ sagte sie, „der Vater hat ja gestern erzählt, daß Sie bei seinem Direktor waren, und die Akten nachgesehen worden sind.“

Hohenberger verwünschte im stillen die unheimliche Eigenschaft des Bureaus, die Kunde von dem, was die großen Herren thun und lassen, mit der Geschwindigkeit des elektrischen Stromes durch alle Amtsstuben fortzuleiten, deren Insassen das wichtige Ereignis dann am häuslichen Herde lang und breit erörtern.

Möglichst obenhin antwortete er: „Na ja — ich war dort. Man . . . man will doch wissen, mit wem man es zu thun hat.“

Eva hatte für den Augenblick keine Veranlassung, die Sache weiter zu verfolgen. Sie schlug die schönen Augen nieder und sagte seufzend: „Wenn sein Direktor schon weiß, daß er grob ist, dann können Sie sich vorstellen, Herr Hohenberger, wie er zu Hause ist. Namentlich gegen uns Kinder. Sein Wille ist Gesetz, Widerspruch giebt's nicht. Und darum ist nicht daran zu denken, daß ich zur Bühne gehe.“



Das Reifische Lanzenboot. (S. 163)

genden Fliederbusch stand eine Bank, auf die setzten sie sich.

Hohenberger begann damit, Eva in seine Arme zu ziehen, sie schmiegte sich einen Augen-

„Ja, das ist ja aber schrecklich!“ jammerte Hohenberger. „Was sollen wir denn da thun?“

Eva hob resigniert die Schultern. „Uns fügen. Schön nach Hause gehen, Sie nach rechts, ich nach links. Ihnen stehen ja Zerstreungen genug zu Gebote. Und ich muß halt meinen Postoffizial heiraten.“

Hohenberger wand sich förmlich unter der schrecklichen Vorstellung, das blühende, liebliche Geschöpf da vor ihm, das so schön war, so schön wie — er hatte gar keinen Vergleich — daß seine Eva einem anderen Manne angehören sollte. Die ungeheuerlichsten Pläne, das zu verhindern, schossen in seinem Hirn hin und her.

Endlich stieß er hervor, wild, ohne recht zu wissen, was er sagte: „Ehe ich das zugebe, eher heirate ich dich selber!“

Wie von einer Feder emporgeschleudert, fuhr Eva in die Höhe und starrte Hohenberger mit unnatürlich großen Augen an: „Rudolf... Herr Hohenberger! — Sie wollten?“

Der gute Mann antwortete nicht gleich. Im ersten Augenblicke war er über das Wort, das ihm da von den Lippen geflogen war, heftig erschrocken. Er und heiraten! Dann aber schmeichelte ihm das verwirrte, glückselige Staunen Evas, die ihn ansah, als wäre er ein Gott, der sich zu der Staubgeborenen herniederließ. Seine Eitelkeit ließ ihm den Gedanken, Eva zu heiraten, in ungeahntem Lichte erscheinen. Ja, warum denn nicht? Heiraten mußte er ja schließlich doch einmal. Sollte er da ein reiches, verwöhntes, blasiertes Fräulein aus seinem Kreise nehmen, etwa die Tochter eines seiner Klubgenossen? Da sah er einem schönen Leben voll Aerger und Galle entgegen. Und so schön wie Eva konnte die andere gar nicht sein, ein so schönes Mädchen gab es vielleicht in ganz Wien nicht zum zweitenmal. Warum also nicht sie heiraten, sie, die ein solches Glück darin sah, ihn zum Manne zu bekommen, daß sie vor freudigem Schreck kaum reden konnte? Wie sie ihn verwirrt und unglaublich ansah, das liebe Herz! Die würde ihm gewiß ein demütiges, anhängliches Frauerlein sein. Den Versuch, ihn unter den Pantoffel zu bringen, würde sie nicht einmal wagen.

Und wie die Leute schauen würden! Rudi Hohenberger, der Millionär, macht eine Liebesheirat, nimmt ein armes Mädchen zur Frau. Aber eine Schönheitsfehler! Welchen Nimbus das gab! Besonders die Herren im Klub, die Bagage, die sich unterstanden hatte zu sagen, Rudi Hohenberger würde alt! Jetzt zeigte er ihnen, wie jung er war.

Alle diese Erwägungen waren in weniger als einer Minute durch den Kopf des Mannes gegangen, während er Eva ansah, die erregt atmend, die Augen mit unglaublichem Ausdruck auf ihn gerichtet, vor ihm stand, wie in den Boden gewurzelt. Als die Minute herum war, hatte Hohenberger sich mit dem Gedanken schon befreundet, als ob er ihn wochenlang mit sich herumgetragen hätte.

Ein wenig theatralisch breitete er die Arme aus und sagte mit vor Mühsung über den eigenen Edelmut bebender Stimme: „Aber natürlich, Herz! Was hast denn geglaubt? Hast du geglaubt, ich bin einer von den

schlechten Kerlen, die einem armen Mädchen den Kopf verdrehen und dann keinen Ernst machen wollen? Schick den dummen Kerl weg, für den du ja viel zu gut bist, du mein goldiges Prinzesslein du, und am nächsten Tag red' ich mit deinem Vater.“

Da stieß Eva, die ihm jedes Wort vom Munde gelesen hatte, einen Schrei aus, der halb Jauchzen, halb Schluchzen war, und warf sich an seine Brust, mit beiden Armen seinen Hals umflammernd. Wie von Sinnen küßte sie ihn immer wieder, dazwischen mit erstickter Stimme stammelnd: „Du... du... du! Du lieber... lieber Mann du!“

Herr Rudi war zu Mut, als wäre ihm die Sonne in das alte Herz gefallen und ließe ihm mit dem Blute ihre heißen Strahlen durch alle Adern rinnen. Er schnurte fast vor Begehren wie ein Kater auf der Ofenbank. War das ein Teufelsmädchen! Und wie sie zu küssen verstand!

Da taumelte Eva plötzlich zurück und griff verstört nach ihrer Stirn.

„Ja — was ist denn jetzt wieder los?“ fragte Hohenberger ein wenig grämlich. Er versuchte, Eva wieder an sich zu ziehen, aber sie entwand sich seinen Armen.

„Das ist ja schlecht von mir!“ murmelte sie mit abgewandtem Gesicht. „Schlecht! — Ich muß mich ja selber verachten!“

In ihrer Haltung, in dem gebrochenen Klang ihrer Stimme lag so viel herzerreißende Verzweiflung, daß Hohenberger, dessen Nerven von all der Aufregung ziemlich mitgenommen waren, seine Augen naß werden fühlte.

„Ja, was ist dir denn, Kinderl?“ fragte er stoßend. „Warum sollst du dich verachten? Wegen... wegen dem anderen?“

Sie machte eine heftig ablehnende Bewegung mit den Schultern.

„Ja, warum denn dann, Eva?“

Sie wandte ihm langsam das schöne Gesicht wieder zu, in dem jede Linie von einem ungeheuren seelischen Kampfe gewaltsam gespannt war, und sah ihn aus düster glühenden Augen an: „Hretwegen, Herr Hohenberger! — Sie haben da in der Erregung des Moments ein Wort gesagt... das Mitleid mit mir hat es Ihnen von den Lippen gerissen... und ich hätte Sie beinahe bei diesem Worte genommen. Bei ruhiger Ueberlegung wird es Sie reuen. Vielleicht reut es Sie jetzt schon. Wenn aber jetzt noch nicht, so gewiß in einer Stunde, oder heute abend, oder morgen —“

„Aber Everl!“ rief Hohenberger, freudig erschrocken über das zarte Empfinden dieses süßen Geschöpfes, das ebensoviel Herzensadel als Schönheit besaß, „was redest du da? Ich bin doch kein Bub', der nicht weiß, was er thut! Mein heiliger, wohlwogener Ernst ist es.“

Aber Eva faltete die Hände und sah ihn bittend an. Während schön war sie in dieser Stellung, wie ein Heiligenbild. „Wollen Sie... willst du mir eine Bitte erfüllen, Rudolf?“

„Jede, Herz! Jede!“

„Dann binde dich jetzt noch nicht! Daß uns fortgehen von hier, als wäre diese Viertelstunde nicht gewesen. Und setze dich zu Hause in dein stilles Zimmer und geh ernstlich mit dir zu Räte. Und wenn dein Entschluß standhält vor solcher ruhigen Prüfung, wenn du fühlst, daß du mir bei kaltem Blut daselbe Versprechen geben kannst, das du mir jetzt bei stürmischem Haß geben wollen, und das ich nicht annehme... dann schreibe mir, damit ich meine Eltern auf dein Kommen vorbereite.“

Durch Herrn Hohenbergers aufgeregte Seele flog undeutlich, wie ein Schatten, der Gedanke, daß er den Romanschreibern bisher bitteres Unrecht gethan hatte, wenn er sie be-

schuldigte, Lügenbeutel zu sein, die ihren Dingen Dingen aufstifchten, die im wirklichen Leben gar niemals vorkommen. Was er da erlebte, war doch wahrlich romantischer als der tollste Roman!

„Aber Everl!“ begann er.

Das Mädchen aber fiel ihm hastig ins Wort: „Bitte, bitte!“ flehte sie. „Thu mir das zuliebe! Was kann dir ein Aufschub von einem Tage bedeuten, da du doch weißt, daß ich die Deine bin, die Deine, sobald du nur willst! Mir aber nimmst du dadurch die lastende Angst von der Seele, die Angst, daß mir der Platz an deiner Seite nicht zukommt, daß ich nur dar-

um aus einem armen Mädchen die Frau eines vornehmen Herrn geworden bin, weil ich eine großmütige Anwandlung von ihm mißbraucht habe.“

Hohenberger sträubte sich aus Leibeskräften gegen die Zustimmung, daß er sich die Sache noch überlegen könne. Er bat und flehte und wurde beinahe böse —

es half ihm nichts. Evas große Augen blickten ihn so angstvoll an, sie wußte so herzbewegend zu bitten, daß er ihre Bedingung schließlich annehmen mußte.

„Na, in Gottes Namen, Fräul'n Eigensinn!“ endete er den Streit. „Morgen früh hast du meinen Brief. Ich adressier' ihn in deine Wohnung. Aber ich hab' auch eine Bedingung.“ „Welche, Rudi? Was du willst, soll geschehen!“

„Daß du für deinen gewesenen Bräutigam, der's ja heut' noch bleiben soll, nicht zu sprechen bist.“

Das sagte Eva zu, und so war der Pakt geschlossen. Ein paar Minuten saßen sie noch kosend auf der Bank unter dem Fliederbusch, dann trieb das Mädchen zum Aufbruch. Ihr Ausbleiben könnte zu Hause auffallen.

Hohenberger geleitete sein Bräutchen bis an die Pferdebahn. „Also morgen früh!“ rief er ihr nach, als der Wagen schon davonrollte.

„Morgen früh!“ klang es zurück.

Hohenberger sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke bog, dann seufzte er und schüttelte den Kopf.

Er war ihm gar nicht lieb, dieser Aufschub. Wenn einer schon durchaus ins kalte Wasser muß, thut er am besten, Kopf über hineinzuspringen. Das hatte er thun wollen. So wie ihm der Gedanke gekommen war, Eva zu heiraten, hatte er ihr auch seinen Antrag gemacht. Hätte sie den angenommen, so wäre die Sache jetzt erledigt. Statt dessen konnte er sich jetzt den ganzen langen Nachmittag mit den Zweifeln herumschlagen, ob er nicht im Begriffe sei, eine fürchterliche Eselei zu begehen. Und abends schrieb er den entscheidenden Brief doch, das wußte er jetzt schon. Wenn er jetzt nicht heiratete, so that er es überhaupt nicht. Alt aber würde er schließlich doch werden. Wollte er dann einsam dastehen in seinem leeren Hause, niemand um sich als diebische, hinterlistige Diensthofen? Wollte er sich von den paar entfernten Verwandten, die seine lachenden Erben werden mußten, die letzten Lebensjahre mit ihren erheuchelten Zärtlichkeitsbeweisen verfehlen lassen? Und vor allem — er mußte Eva ja heiraten! Er mußte das



Frau Dr. jur. Emilie Kempin †. (S. 163)



Oberstabsarzt Professor Dr. Rohlfeld †. (S. 164)

Mädel haben, der dumme Bengel, der andere, durfte es nicht kriegen, und anders war das nicht zu erreichen.

Er schrieb ihn also jedenfalls — den Brief heute abend. Wenn es aber nur schon Abend gewesen wäre!

Sowie Hohenberger durch die Straßenecke, um die der Wagen bog, ihren Blicken entzogen war, hatte sich Eva in das Innere des Wagens begeben und sich in eine Ecke gesetzt. Da lehnte sie mit geschlossenen Augen, ein stolzes Lächeln um die schön geschwungenen Lippen.

So war es erreicht! Die Pforte war gesprengt, und das Paradies eines reichen, vornehmen Daseins lag vor ihr. Sie hatte recht gethan, die Sache mit dem Briefe einzufädeln. Er schrieb ihr ganz gewiß, daran war nicht zu zweifeln, und dann hatte sie etwas, daran sie ihn halten konnte, wenn... aber das war ja ganz undenkbar! Gerade durch diese Bedenkezeit, die sie ihm aufgezwungen hatte, war sie vor nachträglichen Gelüsten des alten Junggesellen, seine Freiheit wieder zu gewinnen, gesichert. Diesen Kampf kämpfte er heute nachmittag durch, und damit war es aus. Wie ein Lämmchen ließ er sich dann am Gängelband leiten.

Die zu Hause würden Augen machen! Der Vater, die Mutter, Fanny — und Neumeier. Der arme Kerl! Dem würde es gewiß sehr nahe gehen. Schade. — Warum aber hatte er die fünf Millionen Hohenbergers nicht? Oder wenigstens eine.

Sie rückte unruhig auf ihrem Sitz. Sie sah das gutmütige Gesicht ihres Bräutigams vor sich. Aber die blauen Augen standen voll Thränen, und der junge Mund unter dem blonden Schnurrbart zuckte lebhaft, als wolle er fragen: „Warum hast du mir das an'than, Euerl?“

Fort damit! — Hatte sie darum mit so vieler Beharrlichkeit ihrem Ziele entgegengetrebt, um jetzt, da es erreicht war, sentimental zu werden? — Fort mit dir, du Schmerzensstilles Gesicht! — An was anderes denken, an was Lustiges, an was Komisches... an Klubi Hohenberger.

Sie lachte leise vor sich hin.

Auf was für Vorschläge der geriebene alte Sünder in seiner Angst vor dem Heiraten verfallen war! Für das Theater wollte er sie ausbilden lassen. Da hätte es keiner langen Studienzeit bedurft. Eben jetzt im Augarten — wie meisterlich hatte sie da gespielt! Freilich, wenn das Spielhonorar fünf Millionen betrüge! Sie hätte gewiß ihr Glück gemacht beim Theater. Aber was heißt beim Theater sein Glück machen? Einen Millionär heiraten. Das hatte sie auf kürzerem Wege erreicht. Wie lange noch, und sie konnte im Golde wühlen, das Gold um sich streuen, das rote, flimmernde, leuchtende Gold, das aus dem, der es hat, einen Halbgott macht, ihn tausend Leben in einem Leben läßt, das ihn hinausträgt über alles Elend und alle

Mühsal, das ihm Ehre giebt, Ansehen, Macht.

„Hernalser Linie!“ rief der Schaffner in den Wagen. Eva fuhr aus ihren Gedanken auf und stieg aus.

„Aber Mädel, wie schaust denn du aus?“ rief Frau Rauscher, als Eva ins Zimmer trat. „Die Backen brennen dir ja ordentlich!“

Die Frage kam dem Mädchen gelegen. Sie wollte sich ja heute zurückziehen, sich vor Franz nicht sehen lassen.

„Starke Kopfschmerzen hab' ich,“ antwortete sie matt und strich sich mit der Hand über die Stirne. „Es war so heiß in der Stadt.“

„Ich hab' dir doch g'sagt, du sollst z' Haus bleiben,“ meinte die Mutter unzufrieden.

Die Tochter zuckte die Achseln. „Zu der Schneiderin hab' ich doch gehen müssen. Ich lege mich ein bißel hin.“

„Schau aber, daß du wieder beisammen

„Wer kann das wissen, Mutter! Sie sind so komische Leut', alle zwei. Aber jetzt kann ich wirklich nicht mehr reden. Bei jedem Ton sticht's mich im Kopf.“

„Du armes Häscherl!“ flüsterte Frau Rauscher mitleidig. „Soll ich dir Thee kochen?“

„Nein, kein Thee. Nur ein Glas Zuckerwasser. Da hilft nix als die Ruh.“ —

Sowie die Mutter das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Eva auf und zog ein Buch hervor, das sie unter dem Kissen verborgen hatte. Während sie es aufschlug, lächelte sie.

Das mit Franz und Fanny hatte sie auch gut gemacht. Die Leuten waren wirklich ganz befangen geworden. Und dabei hatte keines von beiden eine Ahnung, daß Evas halbe Worte und bedeutungsvolle Blicke, ihre Art, bald dazwischen zu treten, wenn die zwei miteinander sprachen, bald sie wieder geflissentlich allein zu lassen, diesen Zustand zwischen ihnen erzeugt hatte. Damals, auf dem Spaziergange, auf dem Franz seiner Dame postalische Instruktionvorlesungen gehalten hatte, war der Anfang gemacht worden, und seitdem hatte Eva an ihrem Werke systematisch weiter gearbeitet.

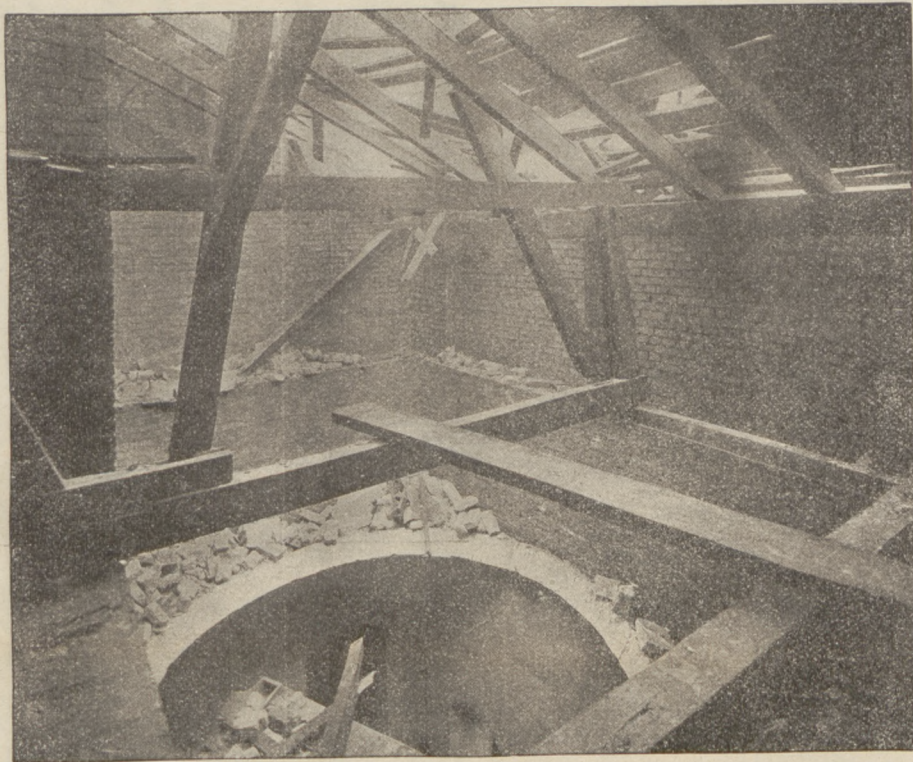
Jetzt war ihr das sehr angenehm. Franz heiratete natürlich Fanny. Sie hatte die Schwester versorgt und dadurch für sich selbst eine Rückzugslinie geschaffen. —

Das Buch wanderte bald wieder zurück unter das Kopfkissen. Das Halbdunkel, das sie hatte im Zimmer herstellen müssen, um ihre Migräne glaubhaft zu machen, erschwerte das Lesen. Das that nichts. Sie hatte an ihren Gedanken Zerstreuung genug.

Zwischendurch hörte sie auf die Geräusche im Nebenzimmer, die ihr anzeigten, wie sich das gewohnte häusliche Leben abspielte. Zuerst kamen Fanny und Kathi nach

Hause. Sie hatten offenbar schon in der Küche von der Mutter gehört, daß Eva unwohl sei, denn sie gingen äußerst vorsichtig auf den Fußspitzen, und Fanny vermied beim Tischdecken jegliches Geklapper mit den Tellern. Dann kam Karl an, und endlich vernahm sie die tiefe Stimme des Vaters.

(Fortsetzung folgt.)



Die Explosion in der St. Michaeliskirche zu Berlin: Der zerstörte Teil oberhalb der Vorkammer. (S. 164)
Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

bist bis zum Essen. Du weißt, dem Vater schmeckt's nicht, wenn nicht alles beim Tisch sitzt.“

„Deswegen kann mir doch nicht gut werden, wenn mir eben schlecht ist einmal,“ antwortete Eva müde.

Sie begab sich in das Schlafzimmer. Als die Mutter eine Weile später nachsehen kam, fand sie die Tochter ausgekleidet im Bette liegen und das Zimmer verdunkelt.

„Was — gar aus'zogen hast du dich?“

„Ja. Ich kann doch heute nicht mehr aufstehen. Ich habe eine ordentliche Migräne.“

„Das wird den Neumeier aber kränken. Jetzt hat er zwei Tag' nicht kommen können, und heute, wo er frei hat, bist du nicht zu sprechen.“

„Was soll ich machen? — Ihr könnt ja einen Tarock machen mit ihm, du und der Vater. Morgen ist wieder alles anders.“

Frau Rauscher wollte gehen. In der Thür wandte sie sich noch einmal um.

„Du, Euerl — was kann denn nur mit dem Franz und der Fanny sein? Seit einiger Zeit reden s' kaum miteinander, und wenn, werden s' alle zwei verlegen und hören schnell wieder auf.“

• Illustrierte Rundschau. •

Das von dem Kaufmann Adolf Rey in Straßburg i. E. erfundene **Reysche Langenboot** besteht nur aus den Ausflüßungsflächen der Reiter, der Lanzen, einer wasserdichten Plane, die auch als Zelt benutzt wird, und einigen kurzen, leichten Verbindungsteilen. Es kann in höchstens fünf Minuten zusammengesetzt, zu Wasser gebracht und beladen werden. Zwei Boote nebeneinander zu einer sogenannten Maschine vereinigt, gestatten in kürzester Frist den Uebergang über jeden Wasserlauf mit Pferden; Mannschaften, Waffen, Gepäck, Sättel und Baumzeug bleiben völlig trocken. — In Basel ist unlängst eine Frau gestorben, mit deren Namen ein großes Stück der modernen Frauenbewegung verknüpft ist. Frau **Dr. jur. Emilie Kempin** war am 13. März 1853 zu Zürich geboren und verheiratete sich mit dem Pfarrer und späteren Fürsprecher Walter Kempin. Al-

Frau und Mutter begann sie sich dem Rechtsstudium zu widmen und schloß es 1886 mit der Promotion zum Dr. jur. ab. Die Gesetzgebung des Kantons Zürich gestattete damals noch nicht die Ausübung des Advokaturberufes; Emilie Kempin begab sich deshalb nach New York, hatte aber auch dort kein Glück. Nachdem sie wieder eine Zeitlang in der Heimat gewohnt, trieb der Kampf ums Brot sie 1894 nach Berlin. Allein auch hier blühte ihr kein Erfolg, und sie versiel in unheilbaren Zerstörung. — Als ein Opfer seines Berufes ist **Oberkassarzt Professor Dr. Kohnst**, erst wenig über 40 Jahre alt, in Tientsin an einer Blutvergiftung infolge von Unterleibstypus gestorben. Er war zuerst hervorgetreten als Begleiter Wiemanns bei der Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika (1888). Später wurde er als Berater in allen Medizinalangelegen-

heiten für den Dienst in den Kolonien in das Auswärtige Amt berufen. Mit Geheimrat Koch weilte er zum Studium der Minderpest in dem südwestafrikanischen Schutzgebiet, das durch seine Impfungen von der Pest thätiglich befreit wurde. Auch in China hat er auf hygienischem Gebiet eine segensreiche Thätigkeit entwickelt. — In der **St. Nikolaikirche zu Berlin** hat eine furchtbare **Explosion** stattgefunden, allem Anschein nach durch ausgefröhtes Gas hervorgerufen, das durch ein angezündetes Streichholz zur Explosion gebracht wurde. Die Katastrophe ereignete sich vor dem Beginn einer Gesangsübung für den sonntäglichen Gottesdienst. Das Kirchendach und die Fenster wurden beschädigt, am meisten litt aber der **Teil oberhalb der Sakramentskammer**. Drei Personen wurden verletzt, ein Soldat schwer und zwei Knaben leicht.

Italienische reitende Artillerie.

(Mit Bild.)

Die Batterien der italienischen reitenden Artillerie (das heißt solche, deren Bedienungsmannschaften sämtlich beritten sind) sind bereits im Frieden vollständig bespannt. Sie werden gleich der Gebirgsartillerie entweder abteilungs- oder batterieweise bestimmten Feldartillerieregimentern zugeteilt. Bei der Mobilmachung erhalten die alsdann zu bildenden selbständigen Kavalleriedivisionen je zwei reitende Batterien zugewiesen. Unser untenstehendes Bild stellt eine reitende Batterie dar, die beim Manöver in der Nähe der großen Zentralartillerieschießschule zu Nettuno über einen Viadukt raselt, um eine Feuerstellung einzunehmen.



Italienische reitende Artillerie.

Der Fang des Sandaals in der Bretagne.

(Mit Bild auf Seite 165.)

Der 26 bis 40 Zentimeter lange Sandaal bewohnt die flachen, sandigen Küsten der nördlichen Meere. Wenn die Ebbe eintritt, graben sich diese Fische in den weichen Sand des Strandes ein, um dort die Rückkehr der Flut zu erwarten; davon haben sie ihren Namen. Unser Bild auf S. 165 stellt den Fang des Sandaals an der Küste der Bretagne dar, woran sich meist Frauen beteiligen. Man geht zur Ebbezeit an den Strand, um die flinken, kleinen Fische mit dem Spaten aus ihren Schlupfwinkeln herauszuholen. Tritt die Ebbezeit des Abends ein, so geht man mit Laternen zum Sandaalgraben. Sobald die Fische mit dem Spaten hervorgeholt sind, schnellen sie sich in die Höhe und suchen auf diese Weise das flache Wasser zu erreichen. Es bedarf daher einer geschickten Hand und schnellen Zugreifens, um sie nicht entkommen zu lassen.

Bergsteiger-Abenteuer.

Selbsterlebtes von Oskar Heydt.

(Nachdruck verboten.)

Im Herzen Europas und inmitten seiner höchst kultivierten Länder, wo die hohe Obrigkeit und ihre Organe derart über die Sicherheit der Person machen, daß der Mensch gar nie zum Bewußtsein völliger Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gelangen kann, liegen ausgedehnte Gebiete, in denen man die unbegabte Wildnis mit ihrer Erhabenheit und ihren Schrecken findet und die schrankenlos herrschenden Naturkräfte meilenweit keine dauernde menschliche Wohnstätte dulden. Das sind die Hochalpen, welche erst die Gegenwart als köstlichen Born der Erquickung und der Erholung von der unnatürlichen Lebensweise in den Städten erkannt hat.

Dort, in der Wildnis des Hochgebirges, kann man auch heute noch Abenteuer erleben, was im geregelten Alltagsleben und selbst auf den großen Heerstraßen der Touristen fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Allerdings, was der Alpenpilger im Hochgebirge sucht, ist meist nur Erholung und Naturgenuss, und auch wer Berge ersteigt, trachtet danach, sich durch Mitnahme von Führern vor jeder Gefährdung zu bewahren, obwohl dies trotz aller Vorsicht nicht immer gelingt; wer aber völlig unabhängig und nur auf seine eigenen Kräfte bauend sich hinaufwagt, der kommt während seiner Bergsteigelaufbahn gar oft in die Lage, mit den entfesselten Naturkräften den Kampf aufnehmen zu müssen, und er erlebt dabei Abenteuer, die selbst in der Erinnerung noch sein Herz schneller schlagen machen.

Manche Bergfahrt, unter einem Unstern



Der Fang des Sandaals in der Bretagne. (S. 164)

unternommen, wird, statt zu einem Vorn der Erfrischung, zu einer Kette unvorhergesehener Hindernisse und Anstrengungen. So strebten zwei Gefährten und ich zu Pfingsten 1886 der Dachsteingruppe zu. Bei herrlichem Wetter durchschritten wir gegen Abend die steirische Ramsau, die ich zu den schönsten Gegenden der deutschen Alpen zähle. Durch hochstämmige Wälder, vorbei an den malerischen Häusergruppen mit den steinbeschwerten Dächern und den zierlichen Glockentürmchen inmitten alter Thorne und Ebereschen, angefichts der in gelbroten Reflexen leuchtenden Riesenmauer der Schleichenspitze ging es vorwärts. Bald wurden auch die drei Hochgipfel Thorstein, Mitterspitze und Dachstein sichtbar, während jenseits der Blick weit hinausschweifte ins sonnige Land, ins schöne Ennsthal bis zum Grimming und auf die ersten Gipfel der Niederen Tauern im Süden.

Der Dachsteingipfel war uns von wiederholten Besuchen schon bekannt; morgen wollten wir den Thorstein besteigen und brachten die Nacht in einem offenen Heuschaber der Scharl-alpe zu. Der folgende Tag hielt leider nicht, was der schöne Abend versprochen hatte; schon beim Morgengrauen gab es Anzeichen eines Wetterwechsels.

Nach einer mühsamen Wanderung über steile Geröllhalden und Schneefelder erreichten wir in drei Stunden die Pashöhe der Windleger, wo man einen freien Ausblick nach Norden hat. Wir sahen eine zusammenhängende Wolkensbank, welche nach oben fast horizontal begrenzt war und sich zusehends näherte. Dessenungeachtet hofften wir, daß sich das Wetter noch bis gegen Mittag halten werde, und traten die Wanderung über die Gletscher um das Thorsteineck herum an, was wieder einige Stunden Zeit erforderte. Wir stapten den großen Gosausees am Fuße der Wände hinauf; da umhüllten uns bereits die Nebel, und es begann zu schneien. Jetzt mußten wir wohl oder übel umkehren und den Abstieg in die Gosau antreten.

Das Wetter wurde schnell schlechter, und wir eilten, um den Gletscher hinter uns zu bringen und in der Grobgesteinhütte, einem Schutzhause des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Rast zu halten. Nachdem wir uns am Gletscherande abgesiebt hatten, suchten wir in strömendem Regen nach Pfadspuren oder Steinhauben, die zur Grobgesteinhütte leiten sollten; es war aber nichts zu finden; auch hinderte der Gurgelregen den Ausblick. Nach der Karte die Richtung zur Hütte einzuhalten, ist in dem dortigen Terrain ganz unmöglich, und nachdem wir geraume Zeit bis in die Baumregion abgestiegen waren, sahen wir unser Vordringen durch senkrechte Abstürze gehemmt. Von Pfad oder Hütte keine Spur, aber Regen ohne Unterlaß.

Wir beschloßen, auf die Hütte zu verzichten und weiter abzustiegen. Aber wo? Einer der Gefährten behauptete, es gebe auf der linken Thalseite auch einen Steig, den alten Dachsteinanstieg, und wir steuerten hoffnungsvoll den linken Thalwänden zu, die sich in unerhörter Glätte und Höhe senkrecht aufstürmten.

Auf breitem Nasenbände bildeten zwei Niesenblöcke ein natürliches Dach, unter dem wir Mittagsrast hielten; dann eilten wir weiter thalab. Es fand sich ein Steig, offenbar der gesuchte, der uns über üppige Matten auf einer Wandterrasse rasch thalab leitete. Doch der Steig führte nur auf eine Wiese, die von mauergleichen Wänden auf allen Seiten begrenzt war. An den zeitraubenden, mühseligen Rückweg bei diesem Wetter mochten wir gar nicht denken; darum vorwärts!

Hier gab es schon Latschen und Lärchen, welche unserem Abstieg Stützpunkte boten, wenn

gleich sie, vor Nässe triefend, bei jeder Berührung uns überschütteten. Schlecht ging es abwärts, aber es ging, und wir erreichten kletternd ein tieferes Grasband, das wir eine Zeitlang längs der Wand verfolgten. Wir mußten eine Rinne überqueren, durch welche Wasser herabstürzte. Plötzlich ward der Regen zum Wolkenbruch, und binnen wenigen Minuten kam ein wahrer Wasserfall, von Steinschlägen begleitet, durch die Rinne herab. Jetzt hieß es eilen. Während zwei von uns nach oben blickten, um rechtzeitig zu warnen, benutzte der dritte eine Pause, um glücklich die Wurfbahn zu kreuzen; auf gleiche Weise gelang es uns allen.

Dann ging es weiter, langsam, mühselig, vorsichtig, aber wir kamen doch der Thalsohle immer näher; bald sahen wir den merkwürdig blauen Spiegel des hinteren Gosausees ganz nahe unter uns, am Ufer die Sennhütte. Ach, wären wir schon dort! Aber eine senkrechte Wand trennte uns noch davon, und es fand sich keine Möglichkeit, sie zu überwinden. Endlich entdeckte unser Vorsteiger, um eine Felsede biegend, einen schräg nach abwärts führenden Riß in der Felswand, über den sich eine Wasserader ergoß. Hier oder nirgends konnte es gehen. Im Wasser sitzend, so viel als möglich die Reibung der Gewänder benutzend, ohne eigentliche Stützpunkte, rutschten wir dort hinunter und standen endlich aufatmend im Thale. Aber es gab kein Säumen; schon brach die Nacht herein, so lange hatte uns der beschwerliche Abstieg aufgehalten.

Wir eilten den rauhen Pfad oberhalb des Sees entlang und betraten den Wald. Aber wenn wir nun gewonnenes Spiel zu haben glaubten, so hatten wir uns geirrt. Ein Windbruch, der den schönen Wald heimgesucht hatte, bildete schier unüberwindliche Barrikaden. Bei unbrechender Finsternis in strömendem Regen diese zu überklettern, war für uns Ermüdete, nach Labung Sehende eine harte Geduldsprobe. Ueber und unter den Stämmen und Zweigen, triefend von Nässe, krochen und tunkten wir vorwärts, so gut es ging; wir waren bald in Schweiß gebadet und kamen nicht vom Fleck; die Begrichtung hatten wir längst verloren.

Endlich, es war schon völlig Nacht, war auch das überwunden, und wir standen am Gosausee nach dem Wege suchend. In der Meinung, derselbe führe dicht am Wasser entlang, kletterte ich auf einen Felsblock am Ufer, um auszuspähen, glitt aus und fiel bis unter die Arme in das eiskalte Wasser. Ich hatte nur den Trost, daß ich dadurch nicht nasser geworden sein konnte, als ich ohnehin schon war, und meine Freunde halfen mir heraus. Den Weg hatte ich aber doch entdeckt, und rasch ging es nun thalab.

Wir schritten in völliger Finsternis über eine Wiese längs dem Rande des Waldes. Plötzlich ertönte Geräusch von Pferdehufen. Sehen konnten wir nichts. Was war das? Ohne Zweifel kam eine Herde von Pferden dahergerannt, deren Nachtruhe wir gestört hatten, oder welche die Sehnsucht nach den gewohnten Ställen bei dem greulichen Wetter den Menschen zutrieb. Wir suchten hinter den Bäumen Deckung, da wir nichts sehen konnten, und verschreckten die Tiere durch entsprechenden Lärm. Aber nicht lange, und wieder kam die Herde hinter uns dahergerannt, und nur ein Steinbombardement schlug sie endgültig in die Flucht. Endlich erreichten wir die Sennhütten am vorderen Gosausee und um Mitternacht das idyllische Wirtshaus zum Gosauschmied. Wir waren gänzlich erschöpft, nahmen unser Mahl im Bette liegend ein und fielen gleich darauf in einen totenähnlichen Schlaf.

Die unheimlichsten, weil verborgenen und

heimtückischen Gefahren bergen die Gletscher und Firnsfelder in ihren Spalten und Klüften. Wie viele Gletscher jeder Art hatten wir schon ohne Unfall überschritten! Einmal aber ward uns eine schreckliche Warnung zu teil. Der herrliche Anblick des Feuersteinfirners von Gossensaß aus hatte uns ins Pflerschthal gelockt; infolge der ungünstigen Zugverbindung kamen wir erst gegen Abend auf den Ferner, um über das Aglajoch die Teplitzerhütte zu erreichen. Am Joch überraschte uns bereits die Nacht, und es begann zu regnen. Jenseits ging es leicht hinab bis unter den Kleinen See. Dann aber standen wir in stockfinsterner Regennacht pfadlos am steilen Abhange. Unter uns rauschten Wasserfälle, wir hatten offenbar einen Absturz vor uns; jeder Schritt konnte uns Verderben bringen. Wir mußten uns also, wo wir waren, niederlegen und, so gut es ging, den Tag erwarten.

Beim Morgengrauen eilten wir der damals ganz neu hergestellten Teplitzerhütte zu, wo wir gute Unterkunft fanden. Das Wetter wurde immer schlechter, wir aber ließen uns dort wohl sein. Die schöne Schutzhütte ist seither vom Erdboden verschwunden, weggeführt durch den Luftdruck einer in der Nähe niedergegangenen Lawine. Man fand nur einige Bestandteile der Hütte tief unten auf der Zunge des Gletschers.

Am anderen Morgen lag hoher Neuschnee, aber in wolkenloser Bläue lachte der Himmel. Sollten wir bei solchem Wetter hier müßig sitzen? Die Vorsicht gebot, bei Neuschnee die Gletscher mit ihren verschneiten Klüften zu meiden. Aber umkehren, bei diesem herrlichen Sonnenschein und dieser selten reinen Fernsicht, das konnten wir nicht übers Herz bringen. Also vorwärts über den Nebelthalferner, den größten Gletscher im Stubai, und jenseits nach Ranalt hinab.

Es war ein ermüdendes Schneewaten. Stunde um Stunde verrann; endlich, Mittag war lange vorüber, standen wir auf der Pashöhe zwischen den Gipfeln des Wilden Pfaffen und Wilden Freiger. Die Firndecke reichte in sanfter Neigung bis zur Pashöhe, fiel aber jenseits mehrere Meter senkrecht ab zur Randkluft des darunter befindlichen Gletschers. Diese war überschnitten, daher doppelte Vorsicht geboten; und nachdem der erste am Seil hinabgelassen worden war und die Tragfähigkeit der Schneebrücke erprobt hatte, folgte der zweite mit kühnem Sprunge nach. Ein kleiner, aber ziemlich unregelmäßiger Gletscher war in der Längsrichtung zu überschreiten. Die trügerische, völlig gleichmäßige Neuschneedecke konnte uns nicht verbergen, daß wir hier ein Gewirr von Gletscherspalten zu überschreiten hatten, was größte Vorsicht gebot. Mit doppeltem Seile versichert, traten wir langsam und stets mit dem Pickel sondierend die gefährvolle Wanderung an, gefahrvoll um so mehr, als wir nur zu zweien waren und bei Einbruch in eine Spalte ein Mann selten im Stande ist, den anderen ans Tageslicht zu ziehen.

Oft versank der Pickel bis zur Schaufel in die Schneedecke und nötigte zu Richtungsänderungen. Jetzt befanden wir uns, obwohl ringsum eine völlig ebene weiße Decke sich zeigte, auf einer Schneebrücke über einer Spalte, denn links und rechts fand der Pickel keinen Grund, und nur nach vorne sank er mäßig ein. Schritt für Schritt ging es voran; da glitt auch nach vorn der Pickel bis zum Heft hinab, und im selben Momente brach der Teil der Schneebrücke, auf dem ich stand, durch. Ich verlor den Boden und fauste in die finstere, graufige Eiskluft hinab. Ein Ruck, das Seil war gespannt; aber, entsetzlich! es hielt den Fall nicht auf. Noch weiter sank ich in den schwarzen Schlund hinab, mit dem schrecklichen Gedanken:

Verloren! Denn da das Seil nicht hielt, war mein Kamerad offenbar mitgerissen worden, und die Gletscherpalte würde unser beider Grab werden. Denn aus dieser Kluft, deren eisblaue Wände sich in schwarzer Tiefe verloren, war ohne Hilfe von oben keine Rettung.

Aber da — noch ein Ruck! Das Seil hielt.

Mein Gefährte erzählte später, er sei, obwohl darauf gefaßt, durch mein plötzliches Durchbrechen umgerissen und knieend am Seil geschleift worden, bis es ihm im letzten Moment gelang, durch Einrammen des Eispickels einen Halt zu gewinnen. Nun wickelte er das Seil um den Pickel und begann zu ziehen; aber das war nicht so leicht, da das Seil im Schnee und Eis einschnitt, und nur dem Umstande, daß ich an der Eiswand der Spalte mit dem Pickel nachhelfen konnte, war es zu danken, daß ich nach kurzer Zeit — blaß vor Schrecken und Aufregung und feuchend vor Anstrengung — wieder die Gletscheroberfläche erreichte. Was Wunder, daß wir uns in diesem Augenblick umarmten und die Hände schüttelten. Aber viele Worte wurden nicht verloren; noch war eine Reihe solcher Wollsgruben zu überwinden, und der Tag neigte sich seinem Ende zu.

Bei Einbruch der Nacht hatten wir glücklich festes Land erreicht; da aber ein pfadloser Abgrund vor uns lag, bezogen wir im Schutze eines großen Moränenblockes ein Bivak. Eine sternenhelle, wolkenlose Nacht breitete sich über das Thal, während die Firnscheide des Wilden Pfaffen noch wie glühendes Eisen leuchtete und der vom Abendwind aufgewirbelte Schneestaub wie Rauch den gleißenden Gipfel umwehte.

Im Morgengrauen ging es hinab nach Ranalt und weiter ins Stubaitthal.

Noch ein ernstes Abenteuer hätte mir und meinen beiden Gefährten beinahe ein dauerndes Andenken in der alpinen Unfallschronik verschafft. Jugendlicher Leichtsinns spielt dabei eine große Rolle, aber schließlich wissen selbst hervorragende Bergsteiger und Forscher, wie Whymper, Tynball, Güssfeldt, ähnliches zu erzählen.

Versehen wir uns im Geiste in die großartigste Gebirgswelt Tirols, in die Örtlergruppe, an den Rand des Suldenferners, wo die Schaubachhütte steht. Wir standen angesichts der höchsten Tiroler Gipfel, des Örtlers und der Königspitze, eines Landschaftsbildes, in dem die Vegetation keine Rolle mehr spielt, und die gigantischen Bergformen nur Bewunderung und Ehrfurcht erregen, wohl auch geheimes Grauen, wenn dann und wann der Donner der Eislawinen und Steinfälle die feierliche Stille unterbricht.

Auf die lustige Firnscheide der Königspitze hatten wir es abgesehen; durch die großartige Umgebung doch etwas beklommen und ernst gestimmt, traten wir beim ersten Tagesgrauen unsere Wanderung an. Noch lag der Nebel über dem Gletscher, und wir gerieten daher in die Gletscherbrüche des Suldenferners.

"Dort kommen Sie nicht durch!" rief uns ein Führer einer Geredalepartie zu. Wir kamen aber doch hindurch; allerdings war es eine unheimliche Wanderung zwischen einfallenden Felsen, unglaublich phantastisch geformten Eistürmen und auf schmalen Eisbrücken über dunkle Schründen bei dem fahlen Lichte nebeliger Dämmerung.

Nun ging es dem Königsjoch zu; von allen Seiten erscholl das Getöse der Steinfälle, hier das gewöhnliche Morgenkonzert. Wie im feindlichen Feuer setzten wir über die Randkluft und erkletterten die berüchtigten steilen, von Steinschlägen gesuchten Firnhänge zur Jochhöhe. Hin und wieder ertönte ein Warnungsruf; wir bückten uns so tief als möglich auf die Firnfläche, während ein Geschloß in der Nähe vorbeisurrte.

Von kleineren Steinen wurde jeder von uns getroffen und blutig geschlagen.

Aufatmend standen wir nach diesem aufregenden Stück Arbeit auf der Jochhöhe; das Schwerste war überstanden. Der weitere Anstieg zur Spitze bot nichts Außergewöhnliches, es mußten hier und da Stufen ins Eis gehauen werden, das war alles. Um Mittag standen wir auf der Gipfelschneide.

Aber das Wetter hatte sich verdüstert, und der Gedanke an den langen und schwierigen Abstieg ließ keine rechte Freude aufkommen. Nach einer halben Stunde traten wir den Abstieg an, natürlich angeleitet. Wir hatten kaum die lustige Schneide verlassen, als wir, um schneller vorwärts zu kommen, das Gefährliche des Beginnens unterschätzend, statt Schritt für Schritt abzustiegen, auf Seillänge abzufahren begannen. Es fuhr immer einer ab, während die anderen sich verankerten. Einer von uns dreien kam dabei über eine vereiste Stelle, wo er die Gewalt über sich verlor; die beiden anderen, auf dem steilen Firnhänge stehend, konnten dem Ruck am Seile nicht standhalten, und gleich darauf sausten wir alle drei über den von ungeheuren Abgründen umgebenen Firnhang herab, zum Teil gleitend, dann wieder fortgeschleudert und schwer ausschlagend. Jeder Augenblick während des Sturzes ist mir genau erinnerlich, obgleich die Katastrophe nur nach einer Reihe von Sekunden zu bemessen ist. Ich hielt den Eispickel krampfhaft fest; jeder Muskel des Körpers war in Spannung, den unheilvollen Sturz aufzuhalten. Aber ich war machtlos, und die Dauer des Sturzes erschien mir durch die Aufregung und Fülle der Eindrücke viel länger, als sie wirklich gewesen sein kann. Ich versuchte zu bremsen; dabei stieß mir ein Seilruch den Eispickel in den Mund und schlug mir ein Stück Zahn und Zahnfleisch heraus. Auch einen Gefährten hörte ich im Vorbeistürzen laut rufen. Ich hielt mich für verloren. Jetzt wurden wir über eine felsige Stelle hinweggerissen, dann schlugen wir tüchtig auf und kamen in sanfteres Gleiten, wobei es uns endlich gelang, mit den Pickeln zu bremsen.

Ich war jetzt der letzte und wurde durch das Seil den anderen nachgeschleift. Da hörte ich über mir ein Geräusch; entsetzt sah ich empor. Steine, die unser Sturz über die Felsen losgelöst hatte, flogen hinter uns drein, direkt auf mich zu. Im Gleiten nicht Herr meiner Bewegung, konnte ich weder ausweichen, noch mich schützen; ein großer Stein flog mir an den Kopf — die Hüte hatten wir längst verloren — und ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich, daß wir in einer Firnmulde zum Stillstande gekommen waren. Mein Gesicht war mit Blut überströmt, und der eine meiner Kameraden, der ganz unverwundet schien, hatte mir Schnee auf die Kopfwunde gelegt, wodurch die Blutung aufhörte, und die Besinnung zurückkehrte.

Ich war schnell wieder auf den Beinen, und wir eilten nun beide dem dritten zu Hilfe, der sich den rechten Arm aus dem Achselgelenk gefallen hatte. Wir besanden uns also in Betracht des schwierigen Abstiegs, der uns noch bevorstand, in einer sehr traurigen Lage. Wir konnten vorläufig nichts anderes thun, als mit Hilfe eines Seiles für meinen Freund eine Armbinde herstellen; ich band ein Tuch um den zerschlagenen Kopf, und so mußten wir den Abstieg fortsetzen. Aber der eine konnte ohne Hilfe der Arme die steilen Firnhänge unmöglich überwinden. Wir wendeten uns daher der italienischen, felsigen Seite des Berges zu, in der Hoffnung, dort unseren invaliden Kameraden sicherer hinunterzubringen. Doch diese Felsen sind von sehr schwieriger Beschaffenheit, und wahrscheinlich vorher noch von keines

Menschen Fuß betreten worden. Jetzt mußte der Unverwundete voraus, um zu rekonoszieren und die Abstiegsrichtung festzusetzen. Dann kam unser armer Freund, der große Schmerzen litt, und den ich zumeist am Seil mit einiger Nachhilfe seinerseits hinunterließ. Natürlich kamen wir in den schwierigen Felspartien trotz unsäglicher Mühe und Anstrengung nur äußerst langsam vorwärts.

Stunde um Stunde verrann, ohne daß wir uns dessen bei der aufregenden und mühevollen Kletterei bewußt wurden. Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als von unten die verzweifelte Meldung ertönte: "Es geht nicht weiter!" Tatsächlich fiel die Wand in einer überhängenden Stufe zu einem minder geneigten, mit Schutt und Felsstrümmern bedeckten Hange ab. Wenn wir nur erst diesen erreicht hätten! Aber es schien unmöglich. Unser Seil mochte zwar hinabreichen, aber wie sollte der letzte hinabgelangen?

Wir suchten nun seitwärts oder weiter oben eine Möglichkeit des Entrinnens; doch wir kamen nirgends weiter. Die Zeit drängte. Etwas mußte geschehen. Schließlich fand sich doch ein Felsvorsprung, um den das Seilende mit allen Vorsichtsmaßregeln geschlungen werden konnte, und ich war bereit, die Rolle des letzten zu übernehmen und meine Freunde in die Tiefe zu lassen.

Das zwanzig Meter lange Seil wurde entrollt, eine Reserveleine damit verbunden, und der Gesunde verläßlich angeheilt. Um meine auf der Reize befindlichen Kräfte auf das äußerste anzufachen, band ich mich selbst an das andere Ende; ließ ich nach, so mußte auch ich in die Tiefe gerissen werden. Ein runder Felskörper, um den ich das Seil schlang, vergrößerte die Reibung und erleichterte mir die Arbeit. Griff für Griff ließ ich das straff gespannte Seil ab; bald war mein Freund über der Kante der überhängenden Wand verschwunden, und nur Rufe regelten die Abwärtsbewegung. Nur an einer Stelle hing man frei über dem Abgrund; tiefer unten gab es wieder Stützpunkte. Das Seil war fast ganz ausgegeben, als von unten ein Halt ertönte, und die Kunde kam, daß es von dort aus keine erheblichen Schwierigkeiten mehr gebe. Nun wurde der Invalide hinabgelassen, und endlich kam ich an die Reize.

Die Haltepunkte für das Seil waren recht unzulänglich. Ich vertiefte mit dem Pickel einen Felsenriß, benutzte noch einen zweiten, schlang das Seil als Schlinge, die sich immer fester zuzog, darum, und mit Vermeidung jeder jähen Bewegung vertraute ich nach und nach mein Körpergewicht dem guten Seile an. Nun hing ich frei über dem Abgrund, und meine Faust, die krampfhaft festhalten mußte, wurde derart zwischen Seil und Felsen gepreßt, daß mir ein Knochen der Handfläche brach, was mir aber damals in der furchtbaren Aufregung gar nicht zum Bewußtsein kam. Dann gewann ich wieder Stützpunkte und erreichte endlich mit Aufgebot der letzten Kräfte den Standpunkt meiner Freunde. Das Seil war verloren; es mußte hängen bleiben. Schon brach die Nacht herein. Keine Labe, nicht einmal ein Tropfen Wasser; hingegen empfindliche Kälte, denn wir waren immerhin noch in einer Höhe von 3300 Meter. Trostdem blieb uns nichts übrig, als hier den Tag zu erwarten. Allerdings war das Schuttband so schmal, daß wir nur kümmerlich Platz zum Lagern fanden, wobei wir uns mit einer Reserveleine an einen Felsblock anseilten. Erst jetzt, unter dem Einfluß von Durst, Kälte und Finsternis in der wilden Umgebung, trat das Bewußtsein der überstandenen und uns noch bevorstehenden Gefahr an uns heran; die Nerven zitterten noch infolge der Aufregung und störten die dumpfe Betäubung, die sich

statt erquickenden Schlafes auf uns senkte, durch böse Träume.

Trotz alledem war der Geist nicht ganz unempänglich für das schauerlich Großartige der Umgebung. Tief unter uns lag der Gletscher in einem schwarzen Felskessel, und weiße Schwaden trieben darüber gespenstisch ihr Spiel im Sternenlicht. Thalwärts in der Ferne beobachteten wir helles Wetterleuchten. Das Rauschen der Gletscherbäche tönte aus der Tiefe, und ab und zu gab es in der Wand, die uns jetzt schützte, kleine Steinfälle. Die Nacht erschien uns endlos, und wir durften uns kaum rühren, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Die Seufzer unseres schmerzgeplagten Freundes thaten auch uns wehe. Aber kein Hauch der Klage drang über unsere Lippen.

Der Morgen kam; die Sterne verblichen; doch noch war es zu finster, um aufzubrechen. Plötzlich ein Riesengepolter, ein Donnern, das immer näher kam; angstvoll schmiegtet wir uns unter die Wand. Ein Felsblock in der Wand über uns war ins Rollen geraten und polterte über die Wand hinab. Das war ein schauerlicher Morgengruß.

Nun gab es kein Verweilen mehr. Vor Kälte zitternd, zerschlagen an allen Gliedern und dem Umsinken nahe vor Ermattung, bewegten wir uns mühselig längs des Schuttbandes hin, über Schneefelder und Firnhänge. Es war Mittag vorüber, als wir den Gletscherbach erreichten und uns an dem flüssigen Labfal kaum satt trinken konnten. Wie begrüßten wir den ersten Wiesenplan, wo wir uns end-

lich auf weichem Grunde ausstrecken konnten! Aber es ward bereits wieder Nacht, ehe wir die oberste menschliche Wohnstätte, eine Alpehütte, erreichten. Der dritte, der zuerst geglaubt hatte, unverletzt zu sein, konnte nicht mehr gehen infolge eines Sehnenrisses am Fuße und mußte hier zurückbleiben. Wir anderen schleppten uns noch thalab; der Arm meines Freundes schwoll immer mehr an und erforderte schleunige ärztliche Hilfe. Endlich, endlich erblickten wir die hellen Fenster stattlicher Gebäude, und gleich darauf betraten wir die Schwelle des Kurhauses in Santa Caterina bei Bormio. Mitten in eine von Hunderten festlich gekleideter Kurgäste besuchte Abendunterhaltung traten wir Hochgebirgswanderer ein, der eine ohne Hut, mit blutigen Tüchern um-

Humoristisches.



Im Restaurant.

Herr: Ist dieser Stuhl noch frei, gnädiges Fräulein?
Älteres Fräulein: Jawohl; wir sind noch frei, mein Herr!



Er weiß sich zu helfen.

Professor (der Medizin): Herr Kandidat, was würden Sie thun, wenn Sie, wie im vorliegenden Fall, den Patienten verschlimmert vorfinden?
Kandidat: Ich würde bis zum anderen Tage warten — vielleicht geht es ihm dann besser!

den Kopf, der andere den Arm mit Stricken umschlungen, schmerzverzerrten, fahlen Antlitzes, mit zerfetzten Kleidern.

Und mit mustergültiger Schnelligkeit ward uns Hilfe zu teil, alles wetteiferte, uns beizustehen. Es waren gleich vier Aerzte bereit, und so war der Arm meines Freundes bald eingerenkt, mir Kopf und Hand verbunden. Und nachdem wir Sorge getragen hatten, daß in aller Frühe ein Esel unseren Freund von der Alpe herabtrüge, sanken wir auf herrlichen Betten in tiefsten Schlaf.

Eine volle Woche mußten meine Freunde dort das Bett hüten; doch waren wir vorzüglich untergebracht, und noch heute gedenken wir aller derer, die so lebhaft Anteil an uns nahmen, mit herzlichster Dankbarkeit.

Das nächste Jahr stand ich mit meinem Freunde auf dem Ortler und tags darauf auf dem Cevedale und spähte mit geheimem Grauen hinüber zu der unvergleichlich schönen Königspitze. Wir hatten sie bezwungen, aber an ihren Wänden hatten auch die Fittiche des Todesengels uns umrauscht.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 20:
Wer den Stein nicht heben kann, muß ihn wälzen.

Städte-Rätsel.

Tyrea, Verona, Ancona, Viza, Albano.
Die vorstehenden italienischen Städtenamen sollen in anderer Reihenfolge so geordnet werden, daß die Anfangsbuchstaben derselben wiederum eine italienische Stadt ergeben.
Auflösung folgt in Nr. 22.

Vierstellige Charade.

Marthem ist das erste Paar
Unwillkommen, ungelegen,
Und doch führen sie fürwahr
Mit sich meistens reichen Segen.
Nies die ersten umgekehrt:
Stehen sie zur Jagd, zum Kampf,
Mit dem letzten Paar bewehrt,
Ohne Knall und Pulverdampf.
Zeigt das Ganze deinen Widen
Sich in reicher Farbenpracht,
Wird es freudig dich entzünden,
Daß die Herz und Auge lacht.
Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels in Nr. 20:
Fint, Wint.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.